

DIE DNA DER STADT (DenkwerkStadt 2016)

Haben Sie Ihren Ort schon mit einem weltweit gültigen Kopierschutz versehen? Und das Schloss Mirabell, den Uhrturm in Graz, das Bummerlhaus in Steyr oder in Rankweil die Basilika auf dem Liebfrauenberg? Haben Sie den Antrag schon bei der AUVIA gestellt? Damit Ihnen nicht das passiert, was mit Hallstadt geschehen ist. Sie wissen: zuerst wollten chinesische Geschäftsleute Hallstadt kaufen, dann haben sie die idyllische Stadt 1:1 in der Provinz Guangdong nachgebaut. In nur einem Jahr Bauzeit war Hallstadt 2 fertig. Das einzig Echte bei der Eröffnung in China war die Bergknappenmusik aus Hallstadt 1.

Also: haben Sie Ihre Wahrzeichen oder besondere Sehenswürdigkeiten unter Kopierschutz gestellt. Oder zumindest das romantische Schloß, den mittelalterlichen Ortskern, die barocke Klosteranlage, das Goldene Dachl, den Lindwurm. Die AUVIA oder Austrian Village Idyll Assoziation hat sich des Problems intensiv angenommen, berichtete DIE ZEIT im vergangenen Jahr. Denken Sie nur über welchen Fundus allein Wien, Graz und Salzburg an Plätzen und einmaligen Bauten aus Jahrhunderten verfügen, die es sich lohnt nachzubauen. Die Austrian Village Idyll Association stellt aber nicht nur Bauwerke, sondern auch Ortschaften – wie Gamlitz in der Südsteiermark oder Goldegg im Pongau – unter Kopierschutz. Zusätzlich wird auch eine exakte Auflistung der Musikkapellen, Volkstanzgruppen und Chorvereine des betreffenden Ortes geliedert. Die Pläne aller Gebäude wurden eingescannt, 3-D-Modelle über das Internet abrufbar gemacht, sogar Jahreszeiten können simuliert werden. Goldegg im Winter schaut halt schon gut aus. Jetzt kann mit der gezielten internationalen Vermarktung beider Orte begonnen werden. Die Winzer in Gamlitz hoffen auf zusätzliche Weinverkäufe ihres Sauvignon Blanc, auf Kernöl- und Klachlsuppenkonzentrat-Exporte nach Übersee.

Goldegg hingegen wird ein Blasmusikausbildungszentrum gründen, das schickt Lehrer und Lehrerinnen nach Asien – übrigens samt Katalog für in Salzburg gefertigte Musikinstrumente. Nur Sepp Schellhorn weigert sich noch ein Konzept für eine mobile Kochakademie auszuarbeiten, die seine original SEEHECHT-Küche in Pongauer Convenience-Food verwandelt. Es wird noch verhandelt.

Die Geschichte über den Kopierschutz und die AUVIA ist tatsächlich in der Wochenzeitung DIE ZEIT gestanden. Den Rest habe ich mir einfallen lassen. Übrigens: verfasst hat den ZEIT-Artikel (Ausgabe 46/2015) die österreichische Schriftstellerin Anna Kim – allerdings hat sie ihn mit der Zusatzbezeichnung „dystopische Satire“ versehen.

Die Dystopie ist das Gegenstück zur Utopie, also zu einer Geschichte, die in der Zukunft spielt, zumeist aber gut endet. Dystopien enden dagegen immer fatal. Warum diese “dystopische Satire”? Dystopien können uns helfen rechtzeitig Fehler oder Fehlschlüsse zu erkennen, indem wir einen Blick quasi aus der Zukunft zurück in die Gegenwart werfen.

Kehren wir zurück zum Anfang. Zum Beispiel Hallstadt.

Und bitte: denken Sie dabei immer an Ihre eigene Stadt. Was, wenn es denn diesen Kopierschutz gäbe, was würden Sie unter Kopierschutz stellen? Was ist einzigartig, bewahrenswert. Was unterscheidet Ihre Stadt von einer anderen. Was zeichnet sie aus. Was macht sie wirklich aus?

Die Chinesen haben es uns vorgemacht. Sie haben Hallstadt nachgebaut. Aber abgesehen davon, dass sie Hallstadt spiegelverkehrt hingestellt haben: sie konnten nur die materielle Substanz abbilden. Aber die ist doch nur Fassade. Denn die Jahrhunderte an gelebter und erlebter Geschichte, die Alterung und Renovierung, konnten sie im Zeitrafferverfahren nicht nachahmen. Einen von Geschichte durchwirkten Ort kann niemand imitieren. Die Menschen spüren den Unterschied. Wenn wir also zu ergründen versuchen, was unsere Dörfer, unsere Städte und unser Land ausmachen, dann sind es – ganz grob vereinfacht – das materielle und das immaterielle Erbe. Und wenn ich von Erbe spreche, dann sind wir bei der DNA der Stadt angelangt. Die DNA, würden Genforscher sagen, die DNA ist ererbte Identität. Festgelegt durch eine Reihe von Erbinformationen, die uns zu dem machen, wie wir uns durch physische und geistige Fähigkeiten voneinander unterscheiden.

Was sind nun die Bausteine des Lebens. Die Träger der Erbinformation. Beim Menschen sind es die Gene.

Ein Beispiel. Renée Schroeder, die Biochemikerin, hat mir jüngst erzählt, dass sie besonders dickes Blut hat. Warum: weil sie aus Luxemburg stammt. Und dort hat

sich gezeigt, dass die europäischen Kriege bei der männlichen Bevölkerung Luxemburgs eine spezielle Selektion bewirkt haben. Es haben jene Männer den Krieg eher überlebt, die am Schlachtfeld nicht verblutet sind, weil sie dickeres Blut hatten. Und diese Information wurde an die Nachkommen – egal ob Männer oder Frauen – weitergegeben. Versuchen wir uns eine Ortschaft oder eine Stadt als Lebewesen vorzustellen. Jedenfalls als etwas Lebendiges. Ein Etwas, das wächst, ein Etwas, das aber auch schrumpfen kann. Und stellen wir uns vor, dass auch Dörfer, Städte, ja Regionen über eine DNA verfügen. Über Erbinformationen, die über Jahrhunderte modifiziert wurden. Deshalb können auch Städte besondere Eigenschaften entwickeln, die Teil ihrer – nur Ihrer - Identität geworden sind, auch wenn man sich dessen nicht immer bewusst ist. Beginnen wir – entsprechend den Genen - mit vier Eigenschaften der Stadt, die, weil wir sie ausblenden, nicht wahrgenommen werden.

Erstens: Da wäre einmal der Geruch der Stadt. Der Geruch, der unser spezifisches Geruchsgedächtnis prägt. Es gibt keine zwei Städte, keine zwei Dörfer, die ident riechen. Sissel Tolaas, eine norwegische Geruchsforscherin, Professorin und Künstlerin, hat vor einigen Jahren damit begonnen, die Gerüche von Städten einzufangen, zu fixieren, synthetisch nachzubauen. Im „Museum of Modern Art“ in New York hat sie die spezifischen Gerüche der einzelnen Grätzeln von Tokio auf Gewebe von Wandbespannungen aufgetragen, die man nur leicht reiben musste, damit sie den Geruch freisetzen. Sie hätten die Gesichter der Japanerinnen sehen sollten, als sie den Geruch ihres Stadtviertels wiedererkannten.

Zweitens: es gibt eine stets präsente ortstypische Klangwolke, die sich tagtäglich – wie ein Mantra – in unser Klanggedächtnis einschreibt. Auch die Klangwolke gehört zur DNA der Stadt. **Drittens:** wir dürfen unser Bildgedächtnis nicht vergessen. Da geht es nicht nur um die Erinnerung an Gebäude, Parks, um Fluss und Hügel. Es geht um die Farben, um hell und dunkel, um die Jahreszeiten. Die Kleidung, die die Menschen tragen, die Farben der Regenschirme, der Autos, die Blumen und Bäume, das Muster der Schürze von der Gemüsefrau am Wochenmarkt. Ins Bildgedächtnis wird nicht eingetragen, was wir sehen, sondern das, was wir wahrnehmen. Das halten wir in unserer Erinnerung für das reale Bild unserer Heimatstadt.

Und **Viertens**: es geht ganz wesentlich auch um unser taktiles Gedächtnis. Wie sich die Stadt anfühlt. Das Kopfsteinpflaster, holprig oder der Gehsteig, glatt. Dazu gehören auch die Stufen. Die Höhenunterschiede, die Anstrengung zu steigen oder das Abwärtsschreiten. Auch wie sich die Steinmauern anfühlen, das Brückengeländer, der Briefkasten, die Türschnalle zur Konditorei am Eck oder der schwere Lodenvorhang hinter der Eingangstüre zum Wirtshaus im Winter.

Die nächste Lage, die sich als spezifische Charaktereigenschaft unsichtbar über die Stadt legt, ist die Geschwindigkeit, die jedem Ort eintätowiert ist. Ob Menschen langsam oder schnell zu Fuß gehen. Ablesbar auch an der Durchschnittsgeschwindigkeit der PKW. Die Kutsche zu Mozarts Zeiten war schneller unterwegs als das Auto heute in der Salzachstadt. Vielleicht will die Stadt ja gar nicht, dass die Menschen ihr Leben beschleunigen. Ja, die Soziologin Saskia Sassen vertritt die Meinung, dass jede Stadt ihre ganz eigene Geschwindigkeit und ihren ganz eigenen Rhythmus hat. Über dieses Tempogewebe aus Langsamkeit und Beschleunigung, Verweilen und Laufen ist ein weiterer Stoff gebreitet. Jener Stoff, aus dem die Jahre und Jahrhunderte gewebt sind. Und die Fäden, aus dem der Stoff entstanden ist? Die einen sind dünner, aber häufiger, die anderen dagegen sind stärker und bunter, dafür aber seltener.

Die einen sind die Wochenmärkte, die Hochzeiten und Begräbnisse, die Geburtstagsfeiern, das Hochamt und zum Beispiel die Theaterabende, Konzerte und Opernaufführungen, aber auch Kunst- und Kulturveranstaltungen und natürlich das Bier im Wirtshaus. Die anderen, das sind die Festivals, die Maturafeiern, Ausstellungen in den Museen, die Platzkonzerte, das Drachensteigenlassen, die Kirtage, der Schulbeginn, der Maiaufmarsch, die Fronleichnamsprozession und der Erntedank, Und aus all dem entsteht Tradition, die aus den Gewohnheiten geboren wird, die es seit Jahrzehnten und länger gibt.

Gelebt wird diese Tradition aber von den Menschen des Ortes. Und jeder der Menschen trägt ein Bruchstück des kollektiven, des kulturellen Gedächtnisses des Ortes, seines Ortes, mit sich. Die Geschichten, die überliefert wurden, der eigenen Familie, der Freunde, auch der Feinde, der Bekannten, der Bewohner. Und dann gibt es noch die Geschichte, die Teil unser aller kulturellen Gedächtnisses ist – egal, ob man sich daran erinnert oder ob man sie verdrängt oder vergessen hat. Sie ist einfach da. Machen wir eine Momentaufnahme der durchschnittlichen europäischen

Stadt, und stellen wir den Focus auf die gegenwärtige Struktur scharf, so werden interessante Fakten sichtbar.

- 1) Jene europäischen Städte, denen in den vergangenen 150 Jahren die Metamorphose geglückt ist, weisen a) eine hohe Heterogenität, b) eine überdurchschnittliche Präsenz hochqualitativer Bildungseinrichtungen, c) eine stark expandierende Ökonomie und ein lebendiges Kulturleben und d) eine gelungene Mischung des gastronomischen Angebots auf, das sich über die unterschiedlichsten Preiskategorien erstreckt.
- 2) Die zentralen City Living Standards, die eine gute Lebensqualität ausmachen, sind: attraktive Arbeitsplatzangebote, leistbares Wohnen, niedrige Verbrechensrate, geringe Wegzeiten zum Arbeitsplatz und gute Versorgung mit öffentlichen Dienstleistungen, wie z.B. den Gesundheitsdiensten.
- 3) Zu wichtigen Soft Facts zählen: geringer Geräuschpegel, Sauberkeit, Naherholungsgebiete, Parks und Grünflächen, ein breites Unterhaltungs- bzw. Freizeitangebot, das von Sport bis Kultur reicht.

Städte, die dieses Profil aufweisen, finden sich übrigens unter den bevorzugten Städtereisedestinationen Europas. Sie erwirtschaften hohe Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft.

Städte, denen es nicht gelingt, diese Parameter zu erfüllen, weisen – um in unserem Begriffsmuster zu bleiben – einen DNA-Verlust auf. Es finden sich zumeist Tendenzen zur Ungleichbehandlung von Bürgern/Innen bzw. von Stadtteilen. Das kann die Ungleichverteilung von Förderungen betreffen – Stichwort Ansiedelung von Bildungseinrichtungen – oder das Hinauszögern von Sanierungsmaßnahmen etwa der Infrastruktur, was zur Gentrifizierung, aber auch zur De-Urbanisierung von Stadtvierteln führen kann. Die Folge: die Ausbildung neuer Formen urbaner Gewalt. Die Reaktionen: Einführung von Überwachungssystemen, die Privatisierung städtischer Flächen bis hin zu so genannten „gated communities“. Was wiederum zur Vertreibung ärmerer Schichten führen kann, darunter auch von Zuwanderern, deren Integration damit zum Scheitern verurteilt ist. Das gelingende Zusammenleben

unterschiedlicher Ethnien, aktive Toleranz gegenüber der Präsenz von ausländischen Mitbürgern und Offenheit gegenüber dem Zuzug gut ausgebildeter internationaler Arbeitskräfte ist ein erprobtes Mittel zur Transformation von potentiellen Konflikten in nicht-gewalttätige Bürgerlichkeit.

London ist für mich ein guter Beleg dafür, dass Heterogenität ein Teil der DNA der britischen Millionenmetropole geworden ist.

Übrigens: drei Viertel der Londoner Bevölkerung sagen, dass die Anwesenheit ausländischer Bürger gut für die Stadt sei. Drei Fünftel meinen, diese Mitbürger seien gut integriert. Zum Vergleich: in Paris sagen das 54%, in Stockholm 38% und in Berlin nur 30% der Einwohner. Aus Wien liegen mir keine Vergleichswerte vor, es würde mich aber nicht wundern, wenn diese Werte auf Berliner Niveau liegen. Was London gelungen ist: einen Mythos zu schaffen, was in der Stadt (angeblich) alles möglich ist, einen Mythos also über das Potential der Stadt an der Themse. Wem das gelingt, und Kopenhagen und Berlin ist das neben London ebenfalls gelungen, zieht Auslandsinvestitionen, junge Kreative und den Tourismus gleichermaßen an.

Wer immer überlegt, eine Stadt in der nationalen oder internationalen Wahrnehmung zu positionieren, sollte auf der DNA des Ortes aufbauen: auf die ererbte Identität und die erworbenen Fähigkeiten und Eigenschaften, die im zurückliegenden halben Jahrhundert die Stadt vorangebracht haben. Es ist die Authentizität, die auf Dauer stärker – sprich nachhaltiger, weil glaubwürdiger wirkt! Es ist die Authentizität, die anziehend wirkt. Im Zeitalter der „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ ist das eine ganz wichtige Voraussetzung dafür, dass die Stadt überhaupt zur Marke wird.

Das kann allerdings auf Dauer nur gelingen, wenn die Stadt und ihre Bewohner das Gefühl haben, dass sie respektiert werden. Sonst entsteht ein Hallstadt 2. Aber wer will das schon.